

FRANZISKA WULF

Die
WEIHNACHTS
KARAWANE

*Eine magische
Geschichte*



Weltbild

MiMe books

Ein Wunder aus dem Morgenland – ein modernes Weihnachtsmärchen

Petra, eine junge Mutter und Ärztin in einem Krankenhaus, ist schier verzweifelt. Im größten Stress vor Weihnachten ist ihre Tochter Lena schwer erkrankt. Wie nur soll sie der Kleinen helfen? Sie ist vollkommen ratlos, als sie kurz vor Heiligabend einem Mann mit einem Dromedar begegnet. Zu ihrer Überraschung gibt er ihr ein paar Datteln. Am Abend isst sie die eigentümlich schmeckenden Früchte – und plötzlich glaubt sie sich in einer Karawane, die einem hellen Stern folgt ...

Franziska Wulf

Die Weihnachtskarawane

Eine magische Geschichte

Weltbild

Die Autorin

Franziska Wulf wurde 1967 in Hamburg geboren. Bereits während ihrer Schulzeit verfasste sie Kurzgeschichten. Nach dem Medizinstudium und dreijähriger Tätigkeit als Ärztin beschloss sie, ihre Leidenschaft zum Beruf zu machen, und ist seit 1997 freie Schriftstellerin. Franziska Wulf lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Hamburg.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Rütten & Loening Berlin GmbH
Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-600-9

1.

Es schneite. In dicken, nassen Flocken fiel der Schnee vom Hamburger Himmel und wehte gegen die Fensterscheiben des Operationssaals. Innerhalb kurzer Zeit war alles weiß: der Parkplatz vor dem Krankenhaus, die Wagen der Besucher, die Wege, die vom Parkplatz zur Klinik führten, die Bäume und Sträucher. Und es sah nicht so aus, als ob es bald aufhören würde zu schneien.

Dr. Petra Schmidt merkte vom Wetter draußen nichts. Sie stand im Operationssaal Nr. 3 und war damit beschäftigt, einer Patientin die Gallenblase zu entfernen. Hier, im Operationstrakt, herrschte stets die gleiche Temperatur, immer das gleiche Licht. Ganz gleich, ob es nun Sommer und dreißig Grad im Schatten war oder ein feucht-kalter Dezembertag mit Schnee und Regen.

Es war die letzte Operation für heute, ein Routineeingriff, bei dem angesichts des Alters und Zustands der Patientin keine Komplikationen zu erwarten waren. Petra warf einen Blick auf die Uhr. Es war fünf Minuten nach drei. Wenn sie sich ein wenig beeilte, konnte sie es heute tatsächlich schaffen, um vier Uhr das Krankenhaus zu verlassen.

Die OP-Lampe über dem Tisch beleuchtete den geöffneten Bauch der Frau mit ihrem hellen, blendfreien Licht. Die Monitore der Anästhesisten hinter dem grünen Vorhang piepsten in regelmäßigen Abständen, die Beatmungsmaschine ließ ihr gleichmäßiges Fauchen und Klicken ertönen. Im Hintergrund erklang leise klassische Musik, während die Chirurgin Blutgefäße unterband und die Gallenblase freilegte. Alles lief nach Plan. Es war für sie beinahe eine meditative Übung. Selbst ihr Kollege gegenüber am OP-Tisch, Weiterbildungsassistent im ersten Jahr, hatte bereits so oft an einer Gallenblasen-Operation teilgenommen, daß er nicht mehr neugierig auf ihre Hände starrte oder ihr Löcher in den Bauch fragte. Routiniert und fehlerlos versah er seine Aufgabe und unterhielt sich nebenbei mit der OP-Schwester über einen Kinofilm.

Petra hörte nicht zu. Ob sie es wohl schaffen konnte, um halb fünf zu Hause zu sein? Lena, ihre fünfjährige Tochter, war krank. Seit einigen Wochen bekam das Kind immer wieder, scheinbar wie aus heiterem Himmel, Fieberattacken bis über vierzig Grad. Das Fieber hielt über mehrere Stunden an und verschwand dann fast ebenso schnell, wie es gekommen war. Dabei gab es bisher keinerlei Hinweise für eine Krankheit. In den vergangenen Wochen hatte Petra ihre Freizeit damit verbracht, Lena von Ärzten fast aller Fachrichtungen untersuchen zu lassen. Auch Petras Mann, der als Hausarzt eine eigene Praxis führte, hatte sich bei Kollegen umgehört. Doch alle waren ratlos. Offenbar war Lena so gesund, wie ein fünfjähriges Kind nur sein konnte. Und das einzige, was die Kollegen Petra mit auf den Weg gaben, war neben einem ratlosen Schulterzucken ein Rezept für fiebersenkende Zäpfchen.

Erst gestern hatten sie Lena wieder aus dem Kindergarten holen müssen, weil sie dort Fieber bekommen hatte. Zum Glück sprang Petras Schwiegermutter in solchen Notfällen ein und paßte auf Lena und ihre große Schwester Theresa auf. Mittlerweile war das fast ein Dauerzustand, der für keinen der Beteiligten besonders erfreulich war.

Wenn das so weitergeht, dachte Petra und ließ sich einen Faden geben, um den Gallenblasengang zu unterbinden, werde ich am Ende sogar noch einen Heilpraktiker aufsuchen.

Das Hüsteln des Anästhesisten ließ Petra aufschauen. Sie sah in seine großen, entsetzten Augen und runzelte unwillig die Stirn. Dann blickte sie auf das Operationsfeld und erschrak. Das, was sie gerade unterbinden wollte, war keineswegs der Gallenblasengang. Die Schlinge lag um den Gang, der die in der Leber gebildete Galle in den Darm transportierte. Ihn zu durchtrennen wäre ein Kunstfehler, ein unverzeihlicher Irrtum, vor dem bereits die Medizinstudenten in der Anatomievorlesung gewarnt wurden. Es führte zu Komplikationen, die neben erheblichen, unter Umständen lebenslangen Beschwerden sogar zum Tod des Patienten führen konnten.

Petra warf dem Anästhesisten rasch einen dankbaren Blick zu. Er zwinkerte ihr erleichtert zu. Ihr Assistent und die OP-Schwester hatten von der drohenden Katastrophe anscheinend nichts mitbekommen. Petra atmete tief durch. Sie mußte sich zusammenreißen, sich konzentrieren. So ein Fehler durfte einem Chirurgen einfach nicht passieren. Und ihr, die ständig den jungen Kollegen predigte, selbst das Nähen einer Platzwunde nicht auf die leichte Schulter zu nehmen, schon gar nicht. Dabei war es noch nicht einmal der drohende Verlust der Approbation oder ein Verfahren wegen Fahrlässigkeit, das sie schreckte, sondern vor allem der Gedanke, einem Menschen durch bloße Zerstreutheit Schaden zugefügt zu haben, der sich möglicherweise nie wieder gutmachen ließ.

Diese OP bringst du noch zu Ende, dachte Petra, während ihre Hände wieder mechanisch ihre Arbeit taten. Und dann bittest du um zwei Tage Urlaub. Dann hast du Zeit, dich um Lena zu kümmern, ein paar notwendige Dinge zu erledigen und deinen Kopf wieder frei zu kriegen.

Keine halbe Stunde später schienen sich Petras Hoffnungen auf zwei freie Tage in Luft aufzulösen. Sie saß im Arztzimmer der chirurgischen Intensivstation. Die harte Pritsche, auf der sich die Ärzte während der Nachtdienste hinlegen konnten, fühlte sich eher an wie ein Becken voller glühender Kohlen. Die Uhr tickte, es war fünf Minuten nach vier. Sie wollte nach Hause, zu ihrer Tochter. Statt dessen saß sie hier und sah zu, wie ihr Oberarzt, der für die Dienstpläne zuständig war, die Labordaten von Patienten studierte.

»Nein«, sagte er, während er sein Zeichen unter einen Laborbogen setzte und ihn in den Ablagekorb legte. »Zwei Tage? Ich glaube, du spinnst.«

»Volker, ich bitte dich darum. Ich brauche die beiden Tage.«

Er sah kurz auf und lachte. »Da bist du bestimmt nicht die einzige. In sieben Tagen ist Heiligabend. Jeder hat wohl noch Weihnachtseinkäufe zu erledigen. Wenn es danach geht, stehe ich morgen allein hier. Nein ...« Er schüttelte den Kopf.

»Du weißt ganz genau, daß ich keinen Bummel über den Weihnachtsmarkt machen will«, erwiderte Petra aufgebracht. »Meine Tochter ist krank. Sie muß wenigstens zwei Tage zu Hause bleiben können, um sich ein bißchen zu erholen. Und das geht nun einmal nicht, wenn ihre Mutter arbeitet.«

»Ach ja, die lieben Kleinen. Immer sind sie krank, immer muß man auf sie aufpassen.«
Er schüttelte verständnislos den Kopf, während er sich dem nächsten Laborbogen widmete. »Manchmal frage ich mich, warum Leute es überhaupt noch wagen, Kinder in die Welt zu setzen. Die Erde erstickt ohnehin schon fast unter der Überbevölkerung.«

»Damit Egoisten wie du auch noch als Rentner zum Skifahren nach Davos fahren können und nicht auf die Sozialhilfe angewiesen sind«, entgegnete sie giftig. »Abgesehen davon bin ich zur Zeit nicht einsatzfähig. Mir schwirrt so viel im Kopf herum – die ganzen Arztbesuche, die ständigen Sorgen um Lena, niemand weiß, was das Kind hat. Ich bin einfach nicht mehr bei der Sache. Eben hätte ich sogar bei einer Gallenblase um ein Haar den Gallengang durchtrennt.«

Der Oberarzt blickte auf, lehnte sich im Stuhl zurück und sah sie spöttisch an. »Hast du oder hättest du?« fragte er.

»Ich hätte – beinahe«, gab sie zu und rang nervös die Hände. »Zum Glück habe ich es noch rechtzeitig bemerkt.«

»Reife Leistung«, sagte er in einem so unverschämten Tonfall, daß Petra wütend wurde. »Bei einer OP, für die kaum mehr als der Hirnstamm erforderlich ist, einen Fehler zu machen – ich glaube, du brauchst keinen Urlaub. Wenn die Arbeit in der Chirurgie dich zu sehr belastet, solltest du dich nach einem ruhigeren Job umsehen. Im Gesundheitsamt, zum Beispiel. Dort gibt es sogar Halbtagsstellen für Mütter. Da kannst du dir so oft freinehmen wie du willst.«

Petra wurde eiskalt vor Wut. Vor einiger Zeit hatte Volker einen schweren Autounfall gehabt. Ein halbes Jahr lang hatte sie seine Dienste kommentarlos übernommen. Als er dann wieder mit der Arbeit begonnen hatte, hatte er noch oft zur Physiotherapie gehen müssen. Petra hatte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, dafür gesorgt, daß er regelmäßig früher gehen konnte. Offenbar hatte er das bereits vergessen.

»Es scheint dir wieder sehr gutzugehen, Volker«, sagte sie kühl. »Oder brauchst du immer noch Physiotherapie, Massagen und Krankengymnastik?«

Ihre Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, denn Volkers Ohren begannen zu glühen.

»Wenn du meinst, daß du eine Sonderbehandlung verdienst hast, nur weil du mir ein Mal einen Gefallen getan hast, so irrst du dich.«

Ein Mal? Petra hätte ihm am liebsten eine Ohrfeige gegeben.

»Oh, natürlich erwarte ich weder Blumen noch Pralinen von dir, Volker. Ich hoffe nicht einmal auf ein Dankeschön.« Sie stand auf. »Alles, was ich will, ist das gleiche Verständnis für einen Kollegen in Not, das dir vor gar nicht so langer Zeit entgegengebracht wurde. Keinesfalls allein von mir, sondern von jedem in unserer Abteilung. Jetzt erwarte ich von dir nicht mehr, aber auch nicht weniger.«

Volkers Ohren glühten immer noch. Er schien es nicht zu wagen, sie anzusehen.

»Also gut, du bekommst deine beiden Tage«, sagte er schließlich, griff nach einem Zettel und schrieb etwas darauf. »Aber daß mir das nicht einreißt. Nur weil du für mich ...«

»Ich sprach von zwei Tagen, Volker. Nicht von zwei Wochen. Trotzdem Danke.«

Draußen vor der Tür holte sie erst einmal tief Luft und warf einen Blick auf die Wanduhr, die im Gang hing. Viertel nach Vier. Das Gespräch hatte sie viel Zeit gekostet. Nun mußte sie sich wirklich beeilen.

Der Weg nach Hause war die reinste Folter. Es war etwas wärmer geworden, und der Schnee auf den Straßen hatte sich in schmutzigbraunen Matsch verwandelt, der von den Reifen der Autos hochgeschleudert wurde und in häßlichen Placken gegen die Windschutzscheibe spritzte. Außerdem schienen alle Hamburger zur gleichen Zeit Feierabend zu haben. Gereizt schaltete Petra das Radio ab. Was nützte ihr eine ellenlange Durchsage, wo in der Stadt mit Stau oder stockendem Verkehr wegen Baustellen gerechnet werden mußte? Sollten sie doch lieber die Straßen nennen, auf denen man noch ungehindert vorankam.

Als Petra endlich in ihre Straße einbog, war es bereits dunkel. Sie war mit ihren Nerven am Ende. Sie parkte den Wagen in der Garage vor dem Haus und klingelte an der Haustür.

»Oh, hallo«, sagte ihre Schwiegermutter mit einem Lächeln, das eher dem Zähnefletschen eines wütenden Schäferhundes ähnelte. »Lena hat schon ein paar Mal nach dir gefragt. Ich habe ihr gesagt, daß du wahrscheinlich heute wieder länger arbeiten mußt.«

Wie schön, daß Petra immer genügend Leute in der Nähe hatte, die nur darauf zu warten schienen, ihr ein schlechtes Gewissen machen zu können.

»Wo ist sie?«

»Oben in ihrem Zimmer. Aber es geht ihr schon viel besser. Sie hat zur Zeit kein Fieber mehr.«

»Ich habe doch gesagt, daß ich versuche, heute früher zu gehen«, entgegnete Petra und hängte ihren Mantel in der Garderobe auf. Dann umarmte sie Theresa, die ausgelassen die Treppe hinunter gehüpft kam. Hinter ihr, langsam, Schritt für Schritt und blaß wie ein kleines Gespenst, folgte Lena.

»Macht ja nichts«, rief ihre Schwiegermutter aus der Küche. »Ich habe die Zeit genutzt und unter der Vitrine Staub gewischt.«

»Unter der Vitrine?« fragte Petra ungläubig und strich ihrer Jüngsten das Haar aus dem kleinen, spitzen Gesicht. Die Stirn war zum Glück kühl. Aber wo waren ihre roten Wangen und das Leuchten in ihren Augen geblieben? »Warum denn ausgerechnet unter der Vitrine?« Es gab in diesem Haus wahrlich dringendere Arbeiten zu erledigen, als den Staub unter den Schränken zu entfernen. In der Küche stand zum Beispiel ein Korb mit Bügelwäsche.

»Da lag eine dicke Staubschicht.« Ihre Schwiegermutter kam aus der Küche zurück und zog sich ihre Pelzjacke an. »Petra, wenn du mit deiner Arbeit nicht zurechtkommst, helfe ich dir selbstverständlich gern. Zu Weihnachten soll doch alles schön im Haus sein.«

Petra biß sich auf die Lippe, um nichts zu sagen, was ihr hinterher leid tun konnte. Sie war schließlich auf ihre Schwiegermutter angewiesen. Es gab sonst niemanden, der die Kinder im Notfall betreuen konnte.

»Danke für deine Hilfe«, sagte sie daher, zwang sich zu einem Lächeln und öffnete die Haustür.

»Tschüs, Oma«, riefen die beiden Kinder und winkten. Dann schloß Petra die Tür und atmete tief durch. Sie wußte, daß ihre Schwiegermutter recht hatte. Sie hatte zwar einen Halbtagsjob ergattern können und deshalb sogar vor zwei Jahren das Krankenhaus gewechselt. Aber das hatte lediglich zur Folge, daß sie anstelle von etwa sechzig Wochenstunden nur dreißig bis fünfunddreißig Stunden arbeitete. Und wenn sie dann abends oder von einem Nachtdienst nach Hause zurückkehrte, kümmerte sie sich lieber um ihre Kinder, als mit dem Putzlappen oder Staubsauger durch das Haus zu laufen. Oder es fehlte ihr einfach die Kraft. Bereits im Flur sprangen Chaos und Schmutz jedem deutlich ins Auge. Die Teppiche mußten dringend ausgeklopft, und der Boden mußte gewischt werden. Die Garderobe hätte auch mal wieder eine Erneuerung verdient. An den übervollen Haken hingen vermutlich sogar noch Sommerjacken. Vielleicht sollte sie jetzt damit beginnen, danach die Küche wischen, und dann ...

»Mama, können wir jetzt Plätzchen backen? Bitte! Du hast es uns versprochen.«

Tatsächlich, sie hatte es versprochen, gestern abend, als sie die Kinder ins Bett gebracht hatte. Doch was war dann mit der Garderobe, der Küche, der Bügelwäsche? Therasas Augen sahen sie jedoch so bittend an, daß sie aus Stahl hätte sein müssen, um nein zu sagen.

»In Ordnung«, sagte Petra und warf einen resignierten Blick auf einen Haufen schmutziger Schuhe, die kreuz und quer übereinander gestapelt hinter der Tür lagen und sehnsüchtig darauf warteten, endlich geputzt und wieder an ihren Platz in den Schrank gestellt zu werden. »Wir backen Kekse.«

Theresa riß jubelnd ihre Arme hoch und hüpfte ausgelassen in die Küche. Sogar Lena lächelte, und ihre Augen glänzten fast so wie sonst. Der Flur mußte warten, die Bügelwäsche mußte warten, die Schuhe mußten warten. Nun waren Lena und Theresa an der Reihe. Und sonst gar nichts.

2.

Am nächsten Morgen ging es Lena gut. Sie hatte kein Fieber und sogar wieder ein wenig Farbe im Gesicht, so daß Petra kein schlechtes Gewissen hatte, als sie der Kleinen auf ihr inständiges Betteln hin erlaubte, in den Kindergarten zu gehen.

»Bist du wirklich der Meinung, daß sie in den Kindergarten gehen sollte?« fragte Martin, als er den letzten Schluck Kaffee am Frühstückstisch trank.

Petra zuckte mit den Schultern. »Sie möchte so gern. Heute gehen die Kinder doch zum Marionettentheater. Außerdem scheint es ihr wirklich besser zu gehen. Sie hat die ganze Nacht ruhig geschlafen. Und das Fieber ist weg.«

»Jetzt«, sagte Martin düster. »Aber in einer Stunde kann das schon wieder ganz anders ...«

»Anneliese hat meine Handynummer. Wenn Lena wieder Fieber bekommen sollte, bin ich in wenigen Minuten aus der Stadt im Kindergarten und hole sie ab.« Anneliese war eine der Erzieherinnen; eine von den Frauen, denen man die eigenen Kinder ohne Bedenken anvertrauen konnte. »Außerdem wüßte ich nicht, wann wir sonst noch die restlichen Weihnachtsgeschenke besorgen sollen. So wie es aussieht, müssen wir zur Zeit von Stunde zu Stunde denken.«

Martin seufzte und schüttelte den Kopf. »Du hast ja recht«, sagte er. »Aber diese Ungewißheit macht mich noch verrückt. Wollen wir uns nicht doch an diesen Kinderpsychologen wenden, den dir Beatrice und Thomas empfohlen haben? Sie waren doch bei ihm, nachdem Michelle im Koma gelegen hatte. Die beiden klangen ganz zufrieden.«

»Ich habe auch schon daran gedacht«, erwiderte Petra und begann, das Geschirr abzuräumen. »Ich glaube, er hat seine Praxis irgendwo in der Nähe vom Jungfernstieg. Wenn ich nachher in der Innenstadt bin, gehe ich dort vorbei und lasse mir einen Termin geben.«

»Nimmst du den Wagen?«

Petra schüttelte den Kopf. »Nein, auf den Streß mit dem Verkehr und der elenden Parkplatzsucherei verzichte ich lieber. Was gestern auf den Straßen los war, reicht mir für die nächsten Tage. Ich fahre mit der U-Bahn. Wahrscheinlich bin ich sogar schneller.«

Tatsächlich brauchte Petra nur zwanzig Minuten mit der U-Bahn in die Hamburger Innenstadt. Ein gemütlicher Einkaufsbummel wurde es trotzdem nicht. Das Wetter war eine Katastrophe. Es war kalt und regnete, und der schneidende Wind sorgte dafür, daß Schirme nutzlos waren und man selbst unter Vordächern und zwischen den zahlreichen Buden naß wurde.

In anderen Städten gab es einen Weihnachtsmarkt. In Hamburg hingegen war die ganze Innenstadt ein einziger Weihnachtsmarkt. Überall entlang der Einkaufsstraßen, auf den Plätzen, um die Kirchen herum und auf dem Rathausmarkt standen Buden, die Christbaumschmuck, Kerzen, Kunsthandwerk, Blumen, Süßigkeiten oder Bratwürste

anboten. Und obgleich die Geschäfte erst seit wenigen Minuten geöffnet waren, war die Innenstadt bereits voll mit Kauflustigen. Besonders die Punsch- und Glühweinstände erfreuten sich trotz der frühen Stunde großer Beliebtheit, was angesichts des Wetters allerdings auch kein Wunder war.

Mit hastigen Schritten bahnte Petra sich ihren Weg durch die Menschenmenge. In ihrer Manteltasche steckte eine lange Liste von Dingen, die sie kaufen wollte oder mußte – angefangen von Geschenken für die Kinder, für Martin, ihren Vater und die Schwiegereltern, Kerzen für die Weihnachtspyramide, eine Tannenbaumspitze, bis hin zu den ausgefallenen Gewürzen, die sie für das Weihnachtsessen brauchen würde.

Sie eilte von Geschäft zu Geschäft und hakte einen Punkt auf ihrer Liste nach dem anderen ab, während sie in ständiger Angst auf das Klingelzeichen ihres Handys lauschte. Zum Glück blieb es stumm. In einem Geschäft für Haushaltswaren suchte sie für ihren Schwiegervater, einen leidenschaftlichen Sammler, einen Zinnkrug aus und für ihre Schwiegermutter einen kleinen Hasen aus Swarowski-Kristall. Während sie darauf wartete, daß die Verkäuferin beides weihnachtlich verpackte, schaute sie nervös auf die Uhr. Es war bereits zwölf. Um ein Uhr mußte sie Lena aus dem Kindergarten abholen. Und immer noch fehlten ihr ein paar Kleinigkeiten. Sie bedankte sich bei der freundlichen Verkäuferin und trat wieder auf die Straße.

In der Zwischenzeit hatte sich der Regen in ein Schneetreiben verwandelt. Dicke Flocken wurden vom Wind in heftigen Böen über die Straße gepeitscht. Die Menschen hasteten geduckt aneinander vorbei, manche kämpften verzweifelt mit ihren Schirmen, an denen der Wind herumriß wie ein spielender Hund. Jeder war froh, der sich in den Schutz und die Wärme eines Kaufhauses flüchten konnte. Petra schlug ihren Mantelkragen hoch, wickelte sich den Schal fester um den Hals und lief quer über die Straße zum nächsten Kaufhaus.

Unter dem Vordach des Kaufhauses blieb sie erst einmal stehen, schüttelte sich den Schnee aus den Haaren und sortierte ihre zahlreichen Einkaufstüten. Da sah sie einen dunkelhäutigen Mann und einen Jungen, die frierend dicht beieinander standen und ein Dromedar an einem Strick festhielten. Sie standen so unter dem Dach, daß der Schnee sie nicht mehr erreichen konnte. Dennoch piff ihnen der Wind um die Ohren und ließ ihre Haare flattern. Ihre farbenfrohe, folkloristische Kleidung machte den Eindruck, als wäre sie für die Wüste gedacht und keineswegs geeignet, vor der Kälte eines nassen Hamburger Dezembertages zu schützen.

Im Gegensatz zu seinen menschlichen Begleitern schien sich das Dromedar durch das Wetter nicht stören zu lassen. Es lag auf einer schmuddeligen, graubraunen Decke, kaute in aller Seelenruhe auf einem Strohbündel herum und sah den vorüberhastenden Menschen mit einem derart verwunderten Blick nach, als hätte es sie am liebsten gefragt, weshalb sie sich denn so beeilten.

Wahrscheinlich Zirkusleute, die für Tierfutter oder das Winterquartier Geld sammeln, dachte Petra. Doch wenn der Mann zu seinem knöchellangen Gewand auch noch einen Turban mit Krone getragen hätte, hätte man ihn ebensogut für einen der drei Weisen aus

dem Morgenland halten können.

Da sie ohnehin gerade eine freie Hand hatte, begann sie in ihrer Manteltasche nach einem Geldstück zu suchen, das sie den beiden geben konnte. Sie fand einen Euro und ging ein paar Schritte näher. Doch sie konnte keine Schachtel, keinen Korb oder Teller für Münzen, nicht einmal ein Schild mit der Aufschrift »Unsere Tiere haben Hunger« entdecken.

»Hallo«, sagte Petra und nickte dem Mann zu, der aus der Nähe betrachtet irgendwie staubig aussah, so als hätte er einen langen Ritt durch die Wüste hinter sich. »Wo ist denn eure Sammelbüchse?«

»Salam, gute Frau«, erwiderte der Mann mit einem starken Akzent und verneigte sich auf eine höfliche, etwas altmodische Art. Irgendwo im Orient auf einem Basar hätte Petra sich über diese Begrüßung bestimmt nicht gewundert, aber hier, mitten in der Hamburger Innenstadt in der Vorweihnachtszeit kam es ihr doch ein wenig merkwürdig vor, so angesprochen zu werden. »Wovon spricht Ihr?«

»Na, ihr sammelt doch bestimmt Geld für eure Tiere«, erwiderte Petra und deutete auf das Dromedar. Dabei kam sie sich ein wenig dumm vor und fragte sich, warum sie die beiden überhaupt angesprochen hatte. »Für Futter.«

Der Mann und der Junge sahen sich an. Dann streckte der Junge ein wenig zögernd die Hand aus. Er betrachtete das Geldstück auf seiner Handfläche so neugierig, als würde er zum ersten Mal in seinem Leben einen Euro sehen.

»Wir danken Euch von ganzem Herzen, gute Frau«, sagte der Mann und verbeugte sich wieder. »Doch wir möchten nichts nehmen, ohne auch etwas dafür zu geben.« Er sagte etwas in einer orientalisch klingenden Sprache zu dem Jungen, der daraufhin ein paar Datteln aus einem alten, zerrupften Korb nahm, in einen staubigen Jutebeutel steckte und mit einem schüchternen Lächeln Petra reichte.

Sie bedankte sich und steckte den Beutel in eine ihrer Einkaufstüten, obwohl sie Datteln nicht besonders mochte. Niemand in ihrer Familie mochte Datteln. Sie waren ihnen nicht saftig genug und viel zu süß. Aber sie wollte die beiden Zirkusleute nicht verletzen.

»Lebt wohl, gute Frau«, sagte der Mann und verneigte sich wieder. »Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf Euch ruhen und Sein Licht Euch den Weg weisen.«

»Danke«, erwiderte Petra etwas unsicher. »Auf Wiedersehen. Und frohe Weihnachten.«

Sie nahm ihre Tüten und eilte in das Kaufhaus. Als sie die Rolltreppe in die Schreibwarenabteilung hochfuhr, mußte sie unwillkürlich lächeln. Das war wohl das ungewöhnlichste Grußwort, das sie jemals erhalten hatte. Aber irgendwie klang es schön.

Petra kaufte noch einen Aquarell-Kasten für Theresa und Ölkreiden für Lena, dann mußte sie sich auch schon wieder auf den Rückweg machen. Während sie in der U-Bahn saß und die Tunnelwände an ihr vorüberzogen, dachte sie daran, was sie heute noch erledigen wollte. Sie mußte Wäsche waschen, bügeln, die Küche putzen, das Weihnachtessen planen. Wenn ihr dann noch Zeit bleiben sollte, könnte sie schon ein paar Geschenke einpacken – vorausgesetzt, daß nichts dazwischen kam. Anneliese hatte

sich nicht gemeldet. Also schien Lena wenigstens den Vormittag fieberfrei überstanden zu haben.

Zu Hause erlaubte Petra sich nur einen kurzen Zwischenstopp. Sie stellte die Tüten in die Küche und versteckte hastig jene in ihrem Kleiderschrank, deren Inhalt weder die Kinder noch Martin zu sehen bekommen sollten. Dann ging es auch schon weiter. Es war eine Minute vor ein Uhr. Lena mochte es nicht, als letzte abgeholt zu werden. Also lief Petra zum Kindergarten. Sie hatte Glück. Als sie schwer atmend dort ankam, waren noch etliche Kinder da, die alle um Anneliese herum auf dem Boden saßen und eine Geschichte vorgelesen bekamen. Petra hatte kaum den Raum betreten, als Lena auch schon aufsprang und in ihre ausgebreiteten Arme lief.

»Na, meine Kleine, hast du einen schönen Tag gehabt?«

»Ja.« Lena nickte eifrig.

»Dann zieh dich schnell an, damit wir gleich nach Hause können und Theresa nicht vor der Tür auf uns warten muß.«

Während Lena zur Garderobe lief und sich umzog, ging Petra zu Anneliese.

»Wie war es denn?« fragte sie und merkte, daß ihr Herz heftig zu klopfen begann. Seit Lena an ihren Fieberschüben litt, war jeder Tag zu einem dauerhaften Balanceakt zwischen Hoffnung und Angst geworden.

»Es ging sehr gut. Heute hatten wir überhaupt keine Probleme. Sie war fast wie sonst.«

Petra atmete auf. Immer wieder gab es solche Tage, Tage an denen Lena fröhlich und fieberfrei war. Jedes Mal dachten sie und Martin, daß ihre kleine Tochter es endlich überstanden hatte, daß das Fieber ein für alle Mal verschwunden sei. Und jedes Mal wurden ihre Hoffnungen durch einen neuen Fieberanfall wieder zunichte gemacht. Trotzdem hatten sie begonnen, sich über diese Tage zu freuen.

Lena kam, fertig angezogen mit warmer Jacke, Schal und Mütze, in den Raum zurück.

»Tschüs, Anneliese«, sagte Petra und nahm Lenas kleine Hand. »Schönen Nachmittag.«

Vom Kindergarten nach Hause waren es kaum mehr als zweihundert Meter. Auf dieser kurzen Strecke erfuhr Petra alles über das Stück, das die Kinder im Marionettentheater gesehen hatten. Lena war begeistert. Eine Prinzessin hatte wohl ein besonders schönes Kleid mit vielen glitzernden Perlen getragen, und sie beschloß kurzerhand, daß sie genau so ein Kleid haben wollte. Am liebsten schon zu Weihnachten. Petra lächelte.

Während sie das Mittagessen kochte, hörte sie oben in den Kinderzimmern ihre beiden Töchter rumoren. Theresa, die wie jeden Tag mit dem Schulbus nach Hause gefahren wurde, und Lena spielten zusammen. Dem Geheul nach zu urteilen, waren sie wieder einmal eine Hundefamilie auf der Suche nach einem warmen, trockenen Zuhause – eines von Lenas Lieblingsspielen. Alles klang so normal, so fröhlich, wie Petra es gewohnt war. Wie sehr sehnte sie sich nach dieser Zeit zurück! Und schon in diesem Augenblick merkte sie, welche Angst sie bereits wieder vor Lenas nächster Fieberattacke hatte. Eine lähmende Angst, der sie hilflos ausgeliefert war.

Als sie eine halbe Stunde später gemeinsam am Tisch saßen, wurden Petras Befürchtungen bestätigt. Lena begann, lustlos die Spaghetti von einer Seite des Tellers zur anderen zu schieben. Schließlich legte sie die Gabel zur Seite und stützte ihren Kopf auf die Ellenbogen.

»Lena, was ist los?« fragte Petra unruhig. Ihr Herz schlug so heftig, daß sie ihren Pulsschlag am Hals spüren konnte.

Statt einer Antwort füllten sich die Augen der Kleinen mit Tränen. Dann tauchten auch schon wieder die roten Flecken auf ihren blassen Wangen auf. Alles zusammen war ein untrügliches Zeichen: Das Fieber war zurückgekehrt.

»Schatz, soll ich dich ins Bett bringen?« fragte Petra. Sie streichelte sanft über das blonde Haar und mußte sich sehr anstrengen, um nicht selbst zu weinen.

Lena nickte und versuchte, ihren Stuhl zurückzuschieben, doch sie hatte nicht mehr genug Kraft. Petra hob sie auf ihren Arm und trug sie die Treppen hoch. Der kleine Körper war bereits glühend heiß. Nur die Füße waren eiskalt. Aber so war es immer. Das Fieber kam plötzlich und stieg innerhalb weniger Minuten an.

Petra legte Lena auf ihr Bett und half ihr beim Ausziehen. Das Kind weinte stumm, während Petra ihr den Pyjama anzog und sie schließlich zudeckte.

»Ich bringe dir ein Zäpfchen und eine Wärmflasche für die Füße«, sagte Petra und schwankte mal wieder zwischen Wut und Verzweiflung. In der Medizin wurden Lebern und Herzen transplantiert. Man trennte siamesische Zwillinge mit Erfolg und stand kurz vor dem Durchbruch für einen Impfstoff gegen AIDS. Und sie stand hier und konnte ihrer Kleinen nichts anderes anbieten als Zäpfchen und eine Wärmflasche. Und zu allem Überfluß hatte sie auch noch vergessen, sich einen Termin bei dem Kinderpsychologen zu holen. Es war zum Verrücktwerden.

Lena drehte sich still zur Seite, als Petra mit dem Fieberthermometer und dem Zäpfchen zurückkam. Sie hatte diese Prozedur in den vergangenen Wochen so oft erlebt, daß sie es mittlerweile aufgegeben hatte, sich dagegen zu wehren. Nach dem Fiebermessen blieb Petra noch eine Weile am Bett sitzen, bis sie an den schweren Atemzügen erkannte, daß Lena schlief.

Wahrscheinlich nicht lange. Meistens schreckte sie nach einer halben Stunde aus ihren Fieberträumen wieder hoch. Doch für den Augenblick schlummerte sie ruhig.

Leise ging Petra die Treppe wieder hinunter. Theresa saß am Eßtisch und schaute ihre Mutter mit großen Augen an.

»Ist Lena wieder krank?« fragte sie mit einem so ängstlichen Ausdruck im Gesicht, daß es Petra förmlich die Kehle zuschnürte.

»Ja, leider«, erwiderte sie leise. »Sie hat wieder Fieber.«

Theresa starrte auf ihren Teller.

»Mama, heute ist doch Dienstag. Ich habe doch heute Ballettunterricht ...«

»O Schatz, es tut mir leid, aber ich kann dich unmöglich hinfahren. Ich muß bei Lena bleiben. Und Papa kommt erst spät aus der Praxis nach Hause.« Petra seufzte. Sie wußte, wie sehr Theresa ihre Ballettstunden liebte. Aber was nicht ging, ging eben nicht. So gern

sie es auch ihrer älteren Tochter ermöglicht hätte, die in der letzten Zeit ohnehin oft genug zurückstecken mußte. Aber sie konnte sich schließlich nicht zerreißen. »Es tut mir leid. Heute muß dein Ballett wohl ausfallen.«

Therasas Kopf zuckte hoch. »Können wir nicht Oma und Opa anrufen? Vielleicht können sie ...«

»Theresa, das können wir wirklich nicht machen. Oma und Opa waren in der letzten Zeit schon oft genug bei uns. Die beiden haben auch noch andere Dinge zu tun, als sich nur um uns zu kümmern.«

»Das ist gemein!« schrie Theresa und brach in Tränen aus. »Immer geht es um Lena! Du hast mich überhaupt nicht mehr lieb!«

Dann sprang sie auf und rannte in ihr Zimmer. Noch auf der Treppe war ihr lautes Schluchzen zu hören. Petra wollte ihr gerade nachlaufen, als das Telefon klingelte. Ihr Vater war am Apparat. Er hatte sich vor ein paar Tagen den Knöchel verstaucht und wollte nun von Petra wissen, wie lange die Heilung dauere, ob sie ihm den Röntgenbefund erklären könne und welche therapeutischen Möglichkeiten es gebe. Vor allem aber wollte er eines: Ihr von diesen furchtbaren Schmerzen erzählen; so furchtbar, wie sie es sich nicht vorstellen könne und wie er es nicht einmal seinem schlimmsten Feind wünsche. Die behandelnden Ärzte hätten alle einstimmig gesagt, so einen schweren Fall hätten sie noch nie gesehen. Am liebsten hätte Petra ihm erzählt, daß es bei ihr auch gerade in allen Ecken brannte und den Hörer aufgelegt, aber sie ließ es bleiben. Ihr Vater interessierte sich ohnehin nicht dafür. Er wußte, daß Lena krank war. Trotzdem fragte er nur selten nach seiner Enkelin.

Als ihr Vater endlich seine Leidensgeschichte in epischer Breite erzählt und aufgelegt hatte, sank Petra erschöpft auf das Sofa und stützte den Kopf in die Hände. Ihr war sterbenselend. Sie war müde und erschöpft. In der Küche stapelte sich die Arbeit, im Krankenhaus wußte sie kaum, wo ihr der Kopf stand, und oben in den beiden Kinderzimmern lagen ein krankes und ein zu recht todunglückliches Kind. Warum konnte sie sich nicht, wie viele andere Frauen auch, einfach damit zufrieden geben, Hausfrau und Mutter zu sein? Weshalb wollte sie immer alles auf einmal haben?

Sie gähnte, stand mühsam auf und begann, das Geschirr abzuräumen. Es hatte keinen Sinn, auf dem Sofa zu sitzen und zu grübeln. Das war nichts als sinnlose Verschwendung von Zeit und Lebensenergie. Und es half niemandem, weder ihr noch den Kindern. Petra räumte das gebrauchte Geschirr in den Geschirrspüler, wischte den Tisch ab und packte die Einkaufstüten aus. Zumindest einen Teil ihrer Aufgaben hatte sie erledigt. Das war doch schon etwas. Vielleicht konnte sie ja nachher die Weihnachtsdekoration aus dem Keller holen und gemeinsam mit Theresa mit dem Schmücken beginnen.

In der letzten Tüte fand Petra schließlich den Beutel mit den Datteln. Sie hatte ihn fast vergessen. Nachdenklich betrachtete sie den staubigen Stoff, der aussah, als hätten bereits die Motten darin gehaust. Sollte sie ihn gleich wegwerfen, so wie er war? Aber das brachte sie doch nicht über das Herz. Sie dachte an den dunkelhäutigen Mann und den Jungen. Sie konnte sich die Datteln wenigstens ansehen. Auch wenn sie eigentlich keine

Datteln mochte.

Petra öffnete den Beutel, aus dem ihr der verlockende Duft orientalischer Süßigkeiten entgegenstieg. Es roch nicht nur nach Datteln, sondern nach Honig, nach Mandeln, nach Rosenwasser und Orangenblüten. Ihr lief das Wasser im Mund zusammen. Und sie stellte fest, daß sie immer noch hungrig war, obwohl sie doch eben erst Mittag gegessen hatte. Ob sie doch eine Dattel probieren sollte? Vielleicht schmeckten diese ja ganz anders als jene, die man im Supermarkt kaufen konnte.

Langsam nahm sie eine, dann die nächste und gleich danach wieder eine. Die Datteln waren köstlich, und ehe sie sich versah, hatte sie alle aufgegessen.

So kann man sich täuschen, dachte sie, gähnte herzhaft und schaltete den Geschirrspüler ein. Warum nur hatte sie dem Mann und dem Jungen nicht gleich zwei Euro gegeben? Bestimmt hätte sie dann die doppelte Menge Datteln bekommen. Sie gähnte wieder und rieb sich die Augen. Die Müdigkeit kam so plötzlich und mit solch einer Macht über sie, daß sie sich kaum noch konzentrieren konnte. Eigentlich wollte sie die Töpfe mit den Nudel- und Soßenresten in den Kühlschrank stellen, das Spülbecken putzen und den Müll zur Mülltonne bringen. Es gab noch so viel zu tun. Sie gähnte wieder. Es fiel ihr immer schwerer, die Augen offen zu halten. Vielleicht sollte sie sich doch erst in den Sessel setzen und etwas ausruhen. Pausen förderten die Leistungsfähigkeit. Das hatten Wissenschaftler vor kurzem herausgefunden. Nur eine Viertelstunde. Danach würde ihr die Arbeit bestimmt viel leichter von der Hand gehen.

Mühsam schleppte Petra sich ins Wohnzimmer. Ihre Glieder waren schwer wie Blei. Gewiß hatte sie gerade in den letzten Wochen sehr viel gearbeitet. Vor Weihnachten war immer besonders viel zu tun. Viele Patienten wollten ihre geplanten Operationen unbedingt noch vor den Feiertagen hinter sich bringen, Kollegen machten ein paar Tage frei, und die Erkältungswelle hatte im Dezember und Januar stets ihren Höhepunkt. Aber weshalb kam diese Müdigkeit so plötzlich? Oder war den Datteln etwa ein Schlafmittel beigemischt?

Sie ließ sich in den Sessel fallen und lehnte ihren Kopf gegen das weiche Polster. Und noch bevor sie darüber nachdenken konnte, ob der Mann und der Junge in Wahrheit Gauner waren, fielen ihr auch schon die Augen zu.

3.

Ein Kitzeln in ihrem Gesicht weckte Petra. Es war ein seltsames Kitzeln. Es fühlte sich anders an, als die Beine einer Fliege; auch anders als eine Feder oder der Zipfel einer Bettdecke, mit dem ihre Töchter sie manchmal am Wochenende zu wecken versuchten. Außerdem war da noch etwas seltsam. Sie hörte ein feines Rauschen, wie das Rauschen des Meeres oder das Geräusch, wenn der Wind durch Palmenblättern fährt. Und sie spürte ein wohlig warmes Gefühl auf der Haut, eine Wärme, die bis in die Knochen drang, die Seele erwärmte und an Urlaub erinnerte. Urlaub am Strand. Am Strand von Djerba.

Petra drehte den Kopf ein wenig. Sie wollte nicht aufwachen, zumindest nicht sofort. Nicht, bevor sie den Traum noch eine Weile genossen hatte; den Traum, der sie an einen der schönsten Urlaube erinnerte, den sie mit ihrer Familie in den vergangenen Jahren verbracht hatte.

Djerba. Sonne. Wind in den Blättern der Dattelpalmen. Ein türkisblaues Meer, auf das morgens die kleinen Fischerboote zum Krebs- oder Tintenfischfang hinausfahren. Ein weißer Strand, mit Perlmutter-Muscheln und wunderschönen Schneckenhäusern übersät, die in der Sonne schimmerten wie die verlorenen Schätze von Piraten, die hier vor der Küste ihre Anker geworfen hatten. Die zierlichen, aber überaus temperamentvollen Berberpferde und ihr fröhliches Wiehern, wenn sie am Strand entlang galoppierten. Dieser herrlich angelegte Golfplatz neben dem Hotel im Norden der Insel. Und überall freundliche, hilfsbereite Menschen, die so viel Interessantes zu erzählen wußten – wenn man bereit war, ihnen zuzuhören. Wer wollte schon aus solch einem Traum erwachen? Doch irgend etwas ließ sie nicht weiterschlafen. Jemand oder etwas fuhr damit fort, ihre Wange zu kitzeln. Und dann wurde sie sogar unsanft am Ärmel gezogen. Ob es Theresa war? Vielleicht hatte Lena sich gemeldet und sie hatte es nicht gehört? Unruhig schlug Petra die Augen auf ...

... und blinzelte. Grelles Sonnenlicht blendete sie. Gemildert wurde es nur von einem Palmenzweig, der so tief herabhing, daß er von Zeit zu Zeit ihr Gesicht berührte. Verwundert rieb Petra sich die Augen und sah sich um. Sie saß nicht in ihrem Sessel, und dies war bestimmt nicht ihr Wohnzimmer. Wo aber war sie?

Sie saß auf einem farbenfrohem, schön gemusterten Teppich und hatte sich gegen den Stamm einer Palme gelehnt, von der die reifen Datteln in dicken Trauben herabhingen. Um sie herum gab es noch mehr Palmen und Büsche mit tiefroten Hibiskusblüten, so groß wie Untertassen. Überall wuchs saftiges Gras. Die Luft war erfüllt vom Zwitschern der Vögel und dem Rauschen des Windes, der sanft durch die Palmen fuhr. Rechts von ihr funkelte die Oberfläche eines kleinen Sees im Licht der Sonne. Drei Pferde standen dort nebeneinander am Ufer und tranken.

Wie schön, ich bin noch gar nicht wach. Der Traum scheint jetzt erst anzufangen, dachte Petra, bog den Palmenzweig zur Seite und lehnte sich wieder gegen den rauhen Stamm der Palme. Er scheuerte zwar ein wenig in ihrem Rücken, trotzdem war es schön, hier zu liegen, mit der Sonne im Gesicht und ...

»Aufstehen, gute Frau!« rief eine Stimme, und wieder zog jemand an ihrem Ärmel, nun schon viel ungeduldiger. »Es ist Zeit, Euch zu erheben. Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Oder ist Euch nicht wohl?«

Sie schlug wieder die Augen auf und sah vor sich einen dunkelhäutigen Jungen mit rabenschwarzem Haar in einem knöchellangen Kleid aus grobem, dunkelbraunem Stoff. Er hatte eine geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit dem Jungen vor dem Kaufhaus. Wenn er eben schon vor ihr gestanden hatte, mußte sie ihn übersehen haben. Oder war er ganz plötzlich aus dem Nichts erschienen? In Träumen war schließlich alles möglich. Also beschloß Petra, sich keine Gedanken zu machen und diesen Jungen ebenso hinzunehmen wie die Palmen, die Wärme und den Sonnenschein.

»O doch, mir geht es gut«, erwiderte Petra.

»Wer seid Ihr, gute Frau? Reist Ihr etwa allein? Ich habe keine andere Karawane hier gesehen.«

»Allein?« stammelte Petra und schüttelte verwirrt den Kopf. »Ja, allein ... glaube ich wenigstens.«

»Ihr könntet mit uns ein Stück Eures Weges teilen. Doch wenn Ihr Euch uns anschließen wollt, so müßt Ihr Euch sputen. Wir wollen so bald wie möglich aufbrechen.«

»Wer seid ihr?« fragte sie den Jungen und erhob sich. »Wer ist Eure Begleitung?« Als sie sich den Staub von den Kleidern klopfte, stellte sie fest, daß sie ebenfalls ein knöchellanges, weites Gewand trug, wie es im Nahen Osten in ländlichen Gegenden noch immer üblich war. Allerdings bestand ihres offensichtlich aus mehreren Lagen Stoff, die sie übereinander trug. Außerdem war es aus feiner weißer Wolle gewebt.

»Ich gehöre zur Karawane, gute Frau«, antwortete der Junge, doch ihr kam es so vor, als ob ihn nur die anerzogene Höflichkeit davon abhielt, breit zu grinsen. »Ihr müßt wahrlich sehr tief und fest geschlafen haben.«

»In der Tat, das habe ich«, erwiderte Petra und streckte sich gähnend. Sie wunderte sich nur am Rande darüber, weshalb sie den Jungen verstehen konnte, obwohl er ganz offensichtlich einen arabischen Dialekt sprach.

In Träumen ist eben alles möglich, dachte sie. Und wenn ich will, daß in der Palme dort drüben anstelle von Datteln pinkfarbene Bonbons hängen, so wird sogar das geschehen.

Doch die Datteln blieben, wie sie waren. Keine einzige verwandelte sich. Petra nahm es achselzuckend hin. Vielleicht hatte ihr Unterbewußtsein etwas anderes mit ihr vor.

»Führe mich zu der Karawane«, sagte sie.

»Dann wollt Ihr mit uns kommen?«

»Ich denke schon.«

Ein freundliches Lächeln breitete sich auf dem Gesicht des Jungen aus, dann lief er los.

Petra folgte ihm. Sie gingen vorbei an dem See, dessen flaches Ufer stellenweise mit Schilf bewachsen war. Ein paar Enten schwammen in aller Seelenruhe auf dem Wasser, über dem blau schillernde Libellen ihre grazilen Tänze aufführten. Am anderen Ende des Sees entdeckte Petra zwischen den Palmen etwa ein halbes Dutzend Häuser. Sie waren niedrig und hatten weiß getünchte Wände. Aus der Entfernung ähnelten sie Würfeln, auf

denen anstelle von Dächern Halbkugeln ruhten. Die Fensteröffnungen waren schmal, Decken hingen vor den Türen zum Schutz gegen Staub und Hitze. Hühner scharrten auf dem kleinen Platz vor den Häusern im Sand, und im Schutz der Palmen weideten einige Schafe und Ziegen.

In der Mitte des Platzes befand sich ein Brunnen. Zwei Frauen waren damit beschäftigt, Wasser zu schöpfen, als Petra und der Junge sie erreichten. Die beiden Frauen verstummten abrupt und warfen Petra so neugierige Blicke zu, daß sie an sich herabsah. Manchmal geschah es in ihren Träumen, daß sie plötzlich völlig unpassende Kleidung trug – oder sogar gar keine. Doch sie hatte immer noch dasselbe knöchellange Gewand an und trug ebenso ein breites Tuch über Kopf und Schultern wie die beiden Frauen. Der einzige Unterschied zwischen ihnen bestand lediglich in der Hautfarbe. Während sie selbst eine typische, hellhäutige Nordeuropäerin war, waren die beiden Frauen ebenso dunkel wie der Junge.

Sie nickten einander zu, als sie vorübergingen, der Junge verbeugte sich sogar ein wenig vor den Frauen, doch sie sprachen kein Wort miteinander.

»Wer sind die beiden?« flüsterte Petra ihrem Führer zu.

Der Junge zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Irgendwelche Frauen. Sie leben hier in der Oase. Seit wir hier sind, haben sie uns die Mahlzeiten bereitet. Euch nicht?«

»O doch«, erwiderte Petra und versuchte, ihre Verblüffung zu verbergen. Nun, auch das gehörte zu den Launen eines Traumes. Am besten kam man damit zurecht, wenn man sich nicht zu sehr dagegen sträubte, sondern alles einfach geschehen ließ. Und da dieser Traum bisher keine bedrohlichen Züge angenommen hatte, würde sie wohl auch weiterhin keine Schwierigkeiten damit haben, ihn zu akzeptieren. Im Gegenteil, sie fühlte sich sogar richtig wohl. Die Umgebung war schön und erinnerte sie an ihren Urlaub. Ein leichter, angenehmer Wind wehte, und es war warm. Eine wohlige Sonnenwärme lag über dem Land, nach der sie sich an den feuchten, kalten, windigen Tagen im Winter immer sehnte.

Sie folgten einem ausgetretenen Pfad, der schließlich zu einem Platz führte. Es schien eine Art Sammelplatz zu sein, denn zahlreiche Dromedare standen dort, bepackt mit Säcken, Kisten, Wasserkrügen und Decken. Männer liefen zwischen ihnen herum, verschnürten Pakete und luden sie den Tieren auf. Petras Blick fiel auf einen Mann, der sie – ähnlich wie bei dem Jungen – auf Anhieb an den Mann vor dem Kaufhaus erinnerte. Er trug sogar die gleiche Kleidung, allerdings hatte er nun einen Turban auf den Kopf, der an beiden Schläfenseiten mit goldenen Broschen verziert war, die in der Sonne funkelten. Er wirkte keinesfalls ärmlich, und selbst aus der Entfernung erkannte sie deutlich, daß sein Gewand in einem wesentlich besseren Zustand war als vor dem Kaufhaus. Ruhig und gelassen, als würde ihn der Trubel um ihn herum überhaupt nichts angehen, stand er inmitten der anderen Männern und den Dromedaren und studierte eine Rolle Pergament in seinen Händen.

Der Junge führte Petra zu dem Mann, der von der Pergamentrolle aufsaß und lächelte, als er Petra und den Jungen erkannte.

»O Assim, wen bringst du mir?« fragte er und verneigte sich vor Petra.

»Ich fand diese edle Dame schlafend unter einer Palme, Vater«, antwortete der Junge.

»Sie reist bislang allein. Ich bot ihr an, sich uns anzuschließen, und sie hat eingewilligt.«

»Das hast du gut gemacht, mein Sohn«, sagte der Mann und strich Assim zärtlich über das schwarze Haar. Dann sah er Petra an. »Es ist gefährlich, allein die Wüste zu durchqueren. Sogar für einen Mann, erst recht jedoch für eine Frau. Wir haben noch einen langen Weg vor uns, bis wir die nächste Oase oder Stadt erreichen. Und die nächsten Tage werden wir bis in die Nacht hinein unterwegs sein. Für eine Frau wird es gewiß eine anstrengende Reise werden. Auch weiß ich nicht, ob Ihr dieselbe Richtung einschlagen wollt, in die wir unterwegs sind. Seid Ihr immer noch gewillt, uns zu begleiten?«

»Ja. Denn wie Ihr sagt, ist es nicht gut, allein unterwegs zu sein.« Petra war sicher, daß ihr Traum ihr das Ziel dieser Reise schon offenbaren würde – sofern sie nicht vorzeitig geweckt wurde. Oder sollte sie den Mann einfach danach fragen? »Doch darf ich mich nach Eurem Namen und dem Ziel Eurer Reise erkundigen? Ihr werdet Euch gewiß darüber wundern, doch ist manchmal die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit dünner als ein Nebelhauch, so daß man beides nicht mehr voneinander zu unterscheiden vermag.«

»Unter diesen Sternen ziemt es sich nicht, daß eine Frau einen Mann nach seinem Namen fragt«, erwiderte der Mann, und Petra spürte, daß sie errötete. Doch dann sah sie, daß er freundlich lächelte. »Da ich aber vermute, daß Ihr in einem anderen Land geboren worden seid, daß andere Sitten Euch geläufig sind und Ihr einen weiten Weg zurückgelegt habt, so werde ich Euch diesen Mangel an Höflichkeit verzeihen. Mein Name ist Saber«, sagte er und verneigte sich leicht. »Unser Ziel kann ich Euch jedoch nicht nennen, da ich selbst es kaum kenne. Wir folgen dem Stern auf der Suche nach dem neugeborenen König. So, wie es mir ihm Traum geweissagt wurde. Wie Ihr sicher wißt, sind Träume mächtige Ratgeber. Und sowohl ein kluger Mann als auch eine kluge Frau hören auf das, was die himmlischen Mächte ihnen durch einen Traum mitteilen wollen.«

Petra nickte. Sie verstand zwar nicht viel von dem, was Saber ihr damit zu sagen versuchte, aber soviel meinte sie begriffen zu haben, daß ihr Traum sie offensichtlich mitten in die Weihnachtsgeschichte versetzt hatte.

»Und wir werden ihn finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend ...« rezitierte sie.

Saber starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. »Die himmlischen Mächte haben auch Euch einen Traum gesandt?«

Petra sah ihn etwas unsicher an und dachte nach. Was sollte sie jetzt tun? Ihm sagen, daß sie nur ein Bibelzitat benutzt hatte? Oder einfach zustimmen? Sie entschied sich für die letzte Variante. Sie war gespannt, wohin sie dieser Traum führen würde, und sie wollte sich den Spaß nicht dadurch verderben, daß sie mit Saber eine fruchtlose Diskussion begann.

»Ja, auch ich hatte einen Traum«, erklärte sie daher.

Saber breitete seine Arme aus und umarmte sie, als hätte er erst jetzt erkannt, daß sie

seine vor einigen Jahren verschollene Schwester war.

»So seid herzlich willkommen in unserer Mitte«, sagte er. »Ich werde Euch ein Dromedar zuweisen, das neben den unseren gehen soll, damit wir jede Einzelheit von Euch erfahren; und auch Ihr sollt hören, was wir Euch zu sagen haben.«

Petra wollte eigentlich fragen, wer der Reisegruppe noch angehörte, doch Saber hatte sie bereits am Arm gepackt und zog sie durch die Reihen der wartenden Tiere mit sich fort. Erst als sie zwei Männer erreichten, die gemeinsam eine große Landkarte studierten, blieb er stehen. Beide waren ebenso prächtig gekleidet wie Saber. Allerdings war der eine hellhäutig und hatte einen dichten, weißen Bart, während der andere ohne Zweifel indischer Abstammung war.

»Freunde!« rief Saber aus, und seine Stimme überschlug sich dabei fast vor Begeisterung. »Verzagt nicht und zweifelt nicht an Eurem Verstand oder Eurer Bestimmung, denn wahrlich, wir sind auf dem richtigen Weg. Seht, diese Frau hat mir soeben erzählt, daß auch sie einen Traum hatte; einen Traum von dem neugeborenen König.« Er hielt atemlos inne. »Freunde, steckt die Karten wieder ein. Ich bin sicher, von heute abend an wird uns erneut der Stern leiten.«

Die beiden anderen Männer bestürmten Petra mit Fragen. Sie wollten wissen, wann sie diesen Traum gehabt hatte, wie oft und wo, ob sie auch jenen seltsamen, wundervollen Stern gesehen habe und wie sie zu ihnen gestoßen war. Petra versuchte ihnen so gut wie möglich zu antworten, doch kaum war eine Frage geklärt, tauchten zehn neue auf. Dabei warf man ihr astronomische und mathematische Begriffe zu, von denen sie noch nie etwas gehört hatte. Schon bald schwirrte ihr Kopf, und schließlich hatte sie genug.

»Halt!« rief sie und hielt sich die Ohren zu. »Verzeiht, edle Herren, Ihr mögt weise und gelehrt sein, doch ich bin nur ein einfaches Weib. Ja, ich hatte einen Traum, aber mehr weiß ich nicht. Alles andere müßt Ihr jene himmlische Macht fragen, die mir diesen Traum schickte.«

Die drei Männer schwiegen eine Weile. Sie machten plötzlich einen zerknirschten Eindruck.

»Wir müssen um Entschuldigung bitten, edle Dame«, sagte schließlich Ravi, der Inder, und verneigte sich. »Es lag keinesfalls in unserer Absicht, Euch mit unseren Fragen zu quälen, aber wenn wir Euch unsere Geschichte erzählen, so werdet Ihr vielleicht verstehen, weshalb uns die Nachricht über Euren Traum derart erregt hat.«

»Wie Ihr seht, edle Dame, so stammen wir alle drei aus unterschiedlichen Teilen dieser Welt«, begann Belsa, der Mann mit dem dichten, weißen Bart, dessen Aussehen ein wenig an Darstellungen aus dem Babylonischen Reich erinnerte. »Jeder von uns hatte vor einiger Zeit einen Traum. In diesem Traum erschien uns ein Stern, und eine Stimme sagte uns, wir sollten dem Stern folgen. Er würde uns zu einem Ort führen, an dem ein neuer König geboren werden würde, der König aller Könige, der Herrscher über die Welt.«

»Weil dieser Traum immer wiederkehrte und schließlich wirklich am Himmel ein außergewöhnlicher Stern erschien, so schenkten wir den Worten der Stimme schließlich

Glauben«, fuhr Ravi fort. »Und jeder einzelne von uns beschloß, dem Stern zu folgen, wie der Traum es uns gesagt hatte. Mitten in der Nacht brachen wir auf. Jeder von uns ließ seine Arbeit und seine Familie zurück und machte sich auf den Weg in die Ungewißheit. Keiner von uns zögerte jedoch, denn dieser Stern ist größer und strahlender als alles, was wir je am Himmel erblickt haben. Mit jedem Schritt wurde unser Wille, ihm zu folgen und den angekündigten König zu finden, stärker.«

»Und wir wurden ermutigt, unseren Weg fortzusetzen«, sagte Saber. »Zuerst stießen Belsa und Ravi aufeinander. Sie trafen sich, als sie beide schon mutlos wurden und eines Abends in derselben Herberge Zuflucht suchten. Ohne daß sie voneinander ahnten, wurden sie im selben Zimmer einquartiert. In der Nacht erkannten sie einander, als sie beide aus dem Fenster sahen und erneut den Stern erblickten. Das war ein Zeichen, ein Zeichen, das sich wiederholte. Auch ich verlor den Stern bereits nach einiger Zeit aus den Augen. Er jedoch führte Belsa und Ravi in jene Oase, in der ich voller Verzweiflung auf ein Zeichen des Himmels wartete. Und wirklich! Bereits in der ersten Nacht, nachdem wir zueinander gefunden hatten, zeigte sich der Stern erneut. Von dieser Stunde an setzten wir unseren Weg zu dritt fort.«

»Seither sind viele Tage und Nächte vergangen. Wir sind stets dem Stern gefolgt, voller Hoffnung, daß er uns die Geburtsstätte des verheißenen Königs zeigen würde. Doch der Himmel ist wieder leer. Seit fünf Nächten schon.«

»Vielleicht könnt Ihr nun verstehen, welche Bedeutung wir Eurem Erscheinen und Euren Worten beimessen.«

»Die himmlischen Mächte haben unsere Gebete erhört.«

»Jetzt können wir endlich unseren Weg fortsetzen.«

Die drei verneigten sich vor ihr wie vor einer Königin, und Petra mußte sich auf die Lippe beißen, um nicht laut zu lachen. Das sollten also wirklich die drei Weisen aus dem Morgenland sein. Welch phantasievolle Kapriolen das Unterbewußtsein manchmal schlug! Wenigstens würde sie nach dem Aufwachen ihren Kindern eine schöne Geschichte erzählen können.